

Sprachkritik mit Sachverstand

Auszeichnung für Dieter E. Zimmer

von Bernd Ulrich Biere

In einem Festakt in der Alten Aula der Heidelberger Universität hat die Wiesbadener Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) am 11. Mai 1990 zum zweiten Mal ihren »Medienpreis für Sprachkultur« verliehen.

Was macht den Wert eines Preises aus, »der den geehrten nicht gerade mit materiellen Reichtümern überhäuft«, fragte Rudolf Hoberg in seiner Laudatio auf den diesjährigen Preisträger Dieter E. Zimmer. Das Gewicht der Preisverleiherin, die Bedeutung des Preisträgers und – so kann man ergänzen – natürlich die Sache selbst, für die die Auszeichnung vergeben wird.

Der Preisträger

»Sprachkultur« also, um deren Förderung in den und durch die Medien sich Dieter E. Zimmer in einer Weise verdient gemacht hat, die die Entscheidung des Preisgerichts als ausgesprochen glücklich erscheinen läßt. Zimmer entspricht nicht dem Bild des Sprachgärtners, der keine Zweifel hegt, welches »Unkraut« es im wildwuchernden Garten zu jäten oder – in der Metaphorik der Sprachglossen – zu »vertilgen« oder »mit Stumpf und Stiel auszurotten« gelte. Wenn er allerdings meinte, jede neue sprachliche Erscheinung sei ihrer Zeit angemessen und entspreche notwendigerweise den Kommunikationsbedürfnissen der Sprachgemeinschaft, so daß man die Sprache oder die Sprecher nur sich selbst zu überlassen brauche (»Leave your language alone!«), wäre er kaum als Kandidat für einen »Medienpreis

für Sprachkultur« in Betracht gekommen. Zimmers sprachkritische Essays zeichnen sich dadurch aus, daß es ihm, wie in der Verleihungsurkunde hervorgehoben wird, »nicht um punktuelle Kritik von sprachlichen Einzelphänomenen auf dem Hintergrund fragwürdiger und unreflektierter Normen, sondern um kritische Darstellung sprachlicher Erscheinungen und Tendenzen in größeren Zusammenhängen« geht und dadurch, daß sie »sachkundig, differenziert, originell [...], anschaulich und in ihren Urteilen tolerant« sind.

Gegen Leichtfertigkeit, Inkompetenz und Arroganz

All dies trifft auf die gängige journalistische Sprachkritik meistens leider nicht zu. Rudolf Hoberg charakterisierte jene leichtfertige Spielart von Sprachkritik in seiner Laudatio treffend. Sie zeichnet sich aus

»durch ein hohes Maß von Leichtfertigkeit, Inkompetenz und Arroganz [...]. Man nimmt punktuell Anstoß an bestimmten Veränderungen, zieht häufig zu schnell verallgemeinernde, mehr emotional als rational bestimmte Schlüsse und kann keine Rechenschaft über die Kriterien seiner Kritik abgeben. Sprachliche Veränderungen werden in der Regel mit Unbehagen registriert, und man sieht daher – wie die meisten Angehörigen der Bildungsschicht – vor allem negative Tendenzen in der derzeitigen Sprachentwicklung.«

Es gibt nur wenige deutschsprachige Journalisten, auf die dieses Urteil nicht zutrifft und einer von ihnen ist eben Dieter E. Zimmer.

Die alte Sprachpflege ...

Mit einer solchen kritischen Einschätzung der herkömmlichen und immer noch allzu weit verbreiteten Praxis der Sprachkritik und Sprachpflege einerseits und mit der Auszeichnung eines Publizisten, der eher in die Tradition aufklärerischer Sprachkritik (vgl. SPRACHREPORT 2/88, S. 2 ff. und 3/88, S. 1 f.) einzuordnen ist, erscheinen schließlich auch die sprachpflegerischen Aktivitäten der Preisverleiherin, der Gesellschaft für deutsche Sprache, in einem neuen Licht. Günther Pflug, Vorsitzter der Wiesbadener Gesellschaft, hat dies in seinem Grußwort unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. Die unselige Geschichte des »Allgemeinen Deutschen Sprachvereins«, der 1885 von Hermann Dunger ins Leben gerufen wurde, und sich derart sprachpuristisch (Schaffung einer »deutschen Reinsprache«) gebärdete, daß sich schon damals 41 Gelehrte – unter ihnen Theodor Fontane – in einer gemeinsamen Erklärung öffentlich gegen die Gründung einer »Reichsanstalt der deutschen Sprache«, gegen die Regelung des Sprachgebrauchs »von oben« wandten, ist Lehre genug. Trotzdem verband das öffentliche Bewußtsein mit der Gründung der Gesellschaft für deutsche Sprache wohl die Erwartung, die Gesellschaft werde »gewissermaßen der verlängerte Arm des Lehrers« sein, sie werde »Normen, Regeln, Verbote aufstellen, und immer wieder in Erinnerung rufen«. Diese Erwartung habe – so Pflug – »der Sprachpflege etwas Statisches verliehen, ein Zögern gegenüber jeder sprachlichen Neuerung,

die fast stets zuerst als eine Regelwidrigkeit empfunden wurde».

... und die neue

Von dieser rückwärts gewandten sprachpflegerischen Attitüde hebt sich das Selbstbild der Gesellschaft für deutsche Sprache inzwischen erfreulich ab. Sie stehe seit einiger Zeit – so Pflug – dem Phänomen des Sprachwandels »aufgeschlossener« gegenüber, sehe sich mit einer Entwicklung konfrontiert, »in der ihr die frühere Selbstsicherheit des ›Richtig-Falsch-Gegensatzes abhanden« gekommen sei.

Die Konsequenz ist jedoch nicht ein schlichtes Laissez-faire, sondern ein neues und, wie mir scheint, sinnvolles Verständnis von Sprachpflege. Zu entscheiden ist nicht allein, ob eine sprachliche Neuerung die Norm verletzt. Zu fragen ist vielmehr, ob »in der Normabweichung eine Kraft (liegt), die die Sprache erweitert, dem Ausdrucksbedürfnis einer neuen Zeit entspricht«. Damit ist allerdings nicht nur die »ästhetische Dimension« als Beurteilungsmaßstab angesprochen, sondern wohl auch die funktionale. Ob eine Äu-

ßerung »richtig« oder »falsch«, »gut« oder »schlecht«, »schön« oder »häßlich« ist, hängt nicht zuletzt davon ab, wie gut sie die ihr zugedachte Funktion, unter Umständen auch eine ästhetische, zu erfüllen imstande ist.

Die alten Maßstäbe »Sprachrichtigkeit«, »Sprachreinheit« und »Sprachschönheit« (Georg Philipp Harsdörffer, 1644) reichen nicht mehr aus; »mit Aderlassen oder Blutegelansetzen kommt man nicht mehr zu Rande« (A. Brandstetter); gleichwohl erscheint die Suche nach neuen Bewertungsgrundsätzen nicht aussichtslos. In Anlehnung an Wolfgang Klein hat Alois Brandstetter in seinem Vortrag auf der Jahrestagung 1989 des Instituts für deutsche Sprache fünf solcher Kriterien benannt: Angemessenheit, Verständlichkeit, Wohlgefallen, Einfachheit, Notwendigkeit.

Daran gemessen, wird die Sprache nicht schlechter oder besser: »... der Sprachgebrauch (...), die Sprachverwendung ist zu allen Zeiten relativ gut, das heißt aber auch relativ schlecht, also kritikwürdig« (A. Brandstetter).

Sprachkritik ist also keineswegs überflüssig geworden, vielleicht nur

ein wenig komplizierter. Wer sich dieser Aufgabe widmet, sollte es nicht leichtfertig tun, sondern sachkundig, reflektiert, verständlich und tolerant. Damit sind wir wieder bei Dieter E. Zimmer und bei den guten Gründen, gerade ihn mit dem »Medienpreis für Sprachkultur« auszuzeichnen.

Literaturhinweise

Brandstetter, Alois: Über Qualitätsverlust und -konstanz in der Sprache. In: G. Stickel (Hrsg.), Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Jahrbuch 1989 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York: de Gruyter 1990, S. 292–301.

Klein, Wolfgang: Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen. In: Lili. Zeitschrift für Linguistik und Literaturwissenschaft 62 (1986), S. 11–28.

Der Text der Ansprachen anlässlich der Verleihung des »Medienpreises für Sprachkultur« ist nachzulesen in »Der Sprachdienst«, Heft 3/1990: G. Pflug: Die Sprache – ein wesentlicher Teil unseres kulturellen Ausdrucks; V. Sellin: Sprachkultur–Pflege des Instruments der Sprache; H. Hoffmann: Sprache und Kultur; R. Hoberg: Dieter E. Zimmer als Sprachkritiker; Dieter E. Zimmer: Wie viele Wörter hat der Mensch?